



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Caritasblüten aus der Mission 1929**

4 (1929)

---

# Caritasblüten

Nr. 4

April

1929



A. DÜRER.

BK

Ein frohes Auferstehungsfest  
allen Lesern der Caritasblüten.

## Ostern

Ein frohes Hallel in den Lüften schallt,  
Der Auferstehungstag, er ist erwacht,  
Das Siegeslied des Heilands widerhallt  
Und kündet allen eines Gottes Macht.

Alleluja! Lobt den Herrn,

Alleluja! Nah und fern!

Alleluja kling't in heil'gen Hallen,  
Alleluja singt der Vögel munt'rer Chor,  
Alleluja leis die duft'gen Blümlein lallen,  
Alleluja raunt der anfte Jephir uns ins Ohr.  
Alleluja rauscht's in mächtigen Akkorden  
Aus des Tempels Orgel allen Christen zu:  
Sieger ist der Heiland heut geworden,  
Seht, ich lebe! ruft er allen zu.  
Leben möcht ich allen Menschen spenden,  
Friede, Freude strahlt aus meiner Brust.  
Liebe allen, die sich zu mir wenden,  
Oben einst die selige Himmelslust.

M. B.





## „Ich bin gerettet . . . Mutter!“

Schw. M. Stanisla, Mariannhill

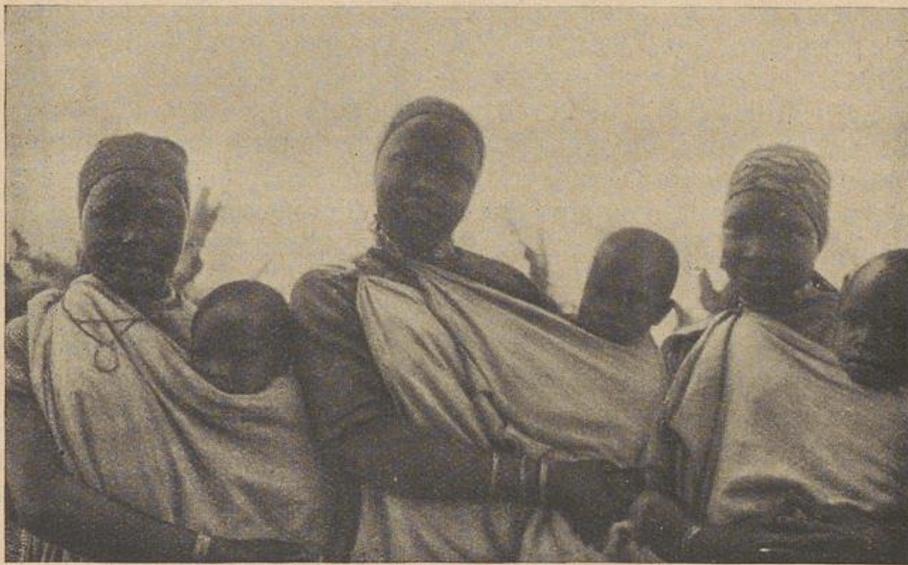
**A**uf meinen Missionswegen begegnete mir einst Jeromes Vater. Als ich sein irrendes Auge erblickte, war es mir, als hätte ich nie im Leben ein sprechenderes Bild von Verkommenheit gesehen. Wohl hatte er die gewandten Umgangsformen eines Europäers. Dazu war er sehr begabt. Er verstand es, junge Leute an sich zu fesseln; eine Geschicklichkeit, die er leider dazu benutzte, um seine Anhänger ins Verderben zu stürzen. Seine Lebensaufgabe schien zu sein, der Religion und der Kirche entgegenzuarbeiten. Darum war es ihm eine besondere Freude, wenn er das tödliche Gift des Unglaubens in junge Menschenherzen träufeln konnte, um sie auf diese Weise Gott abwendig zu machen. Obwohl der Abstieg zur Hölle ohnedies schon ein bequemer ist, so stellte ihn Jeromes Vater noch leichter und anziehender hin, zumal für jene, welche nur die leiseste Neigung zeigten, diesen Weg zu wandeln. Seine Frau war machtlos gegen sein Bemühen, das ihn zum Helfer des Teufels machte. Sie ging ganz auf in der Pflege ihres einzigen Söhnchens. Oft blieb ihr Mann wochenlang fern, und wenn er heimkam, so war es nur, um neue Versuche anzustellen, um seine Frau und auch den kleine Jerome vom Gottesglauben abzubringen. Alle äußeren Zeichen hatte er ihnen schon entrissen, aber den Gott in ihrer und ihres Kindes Seele ließ sich die tapfere Frau nicht nehmen. Lieber ertrug sie alle Leiden, ja selbst eine unwürdige Behandlung, als ihren Glauben preiszugeben. Eines Tages warf sie der Wüterich zu Boden, trat wie wahnsinnig auf ihr herum, als wenn er sie zermalmen wolle. Erschreckt floh das fünfjährige Kind ins nahe Gebüsch und wartete dort ab, bis der Vater außer Sichtweite war. Scheu um sich blickend schlich es sich dann wieder dem Kraale zu, wo die Mutter halb ohnmächtig am Boden lag. Der

Anblick ihres Kindes gab ihr Mut und Kraft, und wenn sie einige Augenblicke vorher verzweifelnd zu sterben verlangte, so mußte, so wollte sie jetzt leben — leben um des Kindes willen.

Stunden waren vergangen, als sie laute Schritte sich ihrem Kraale nähern hörte. Schnell trat sie vor die Thür. Doch was war das? Sie glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als Männer die Leiche ihres Gatten ihr zu Füßen legten. Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie in die verzerrten Züge des Toten schaute. Was war doch nur geschehen? Beim Trinkgelage, als er eben schwur, eher Weib und Kind zu zertreten, als sie katholisch leben zu lassen, war er plötzlich tot zusammengebrochen. Darin erkannte die junge Frau alsbald das Strafgericht Gottes. In banger Sorge gedachte sie dann ihres Kindes und betete mit der ganzen Inbrunst eines sorgenden Mutterherzens, daß Gott ihr Kind behüten möge, daß es doch nicht des Vaters Wege gehe. Still und zurückgezogen lebte die junge Witwe nun ganz der Erziehung ihres Kindes. Sie liebte ihr Kind wie nur eine Mutter lieben kann, und deshalb hörte sie nicht auf, ununterbrochen für den Kleinen zu beten. Als der Knabe heranwuchs, sah die Mutter mit nicht geringer Besorgnis, wie das Äußere des Knaben zum naturgetreuen Ebenbild des Vaters wurde. Ihr Herz litt Folterqualen bei dem Gedanken, ob nicht ihr Kind mit diesem auch wohl des Vaters Denken und Sinnen erbte. Obschon das Blut des Vaters in den Adern des Knaben kreiste, gab sich das heranwachsende Kind doch alle Mühe, gut und rein zu leben. Als er das siebte Lebensjahr erreichte, hatte er schon eine klare Erkenntnis von der Sünde und zeigte einen seltenen Haß gegen alles Böse. Dennoch schaute der junge Knabe oft betrübt zur Mutter auf, als ob ihn eine geheime Furcht besiel, die ihn erzittern ließ und ihm die bange Frage auf die Lippen drängte: „Mutter, ob ich wohl gerettet werde?“

Mutter und Kind saßen eines Tages vor ihrem Kraal und schauten der sinkenden Sonne nach. Wieder besiel Jerome eine tiefe Traurigkeit. Sich an seine Mutter schmiegend, flüsterte er leise: „Mutter, wäre es nicht besser, wenn Gott mich in den Himmel nähme, damit ich nicht so böse werde, wie der Vater, denn alle sagen ja, ich sei dem Vater ähnlich. Mir ist so bang — ob ich wohl gerettet werde?“ Liebkosend fuhr der Mutter Hand über den schwarzen Krauskopf und tröstend kam es von ihren Lippen: „Sei nicht bange, Kind! Wenn Du Gott recht lieb hast, wird er Dich nie verlassen und Dich sicher retten.“ Um jedoch den Knaben noch mehr zu beruhigen, ging sie den nächsten Tag zum hochwürdigen Pater Missionar, um ihn zu bitten, ihr Kind zum Beicht- und Kommunionunterricht zuzulassen. Der Mutter Wunsch und Bitte ward gewährt.

Im Unterricht gab es wohl kein Kind, das andächtiger gelauscht und eifriger gelernt hätte, als Jerome. Er war stets der Erste in der Kirche und verließ sie stets als Letzter. Allem Bösen ging er aus dem Wege. Sprach man mit ihm über seine bevorstehende erste heilige Kommunion, so erglänzte sein Auge in überirdischer Freude. Einige Tage vor diesem schönen Festtag fragte er die Schwester: „Schwester, meinst Du, daß ich wohl so gut bin, um den Heiland zu empfangen?“ Verwundert schaute diese den Knaben an. Ermunternd sagte sie dem Kinde, daß der hochwürdige Pater mit ihm sehr zufrieden sei, und fuhr dann fort: „Daher darfst Du hoffen, daß Jesus auch gerne zu Dir kommt. Aber dann mußt Du



Junge Mütter im Kenyo-Gebiet.

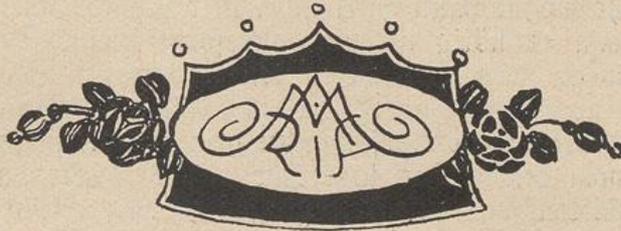
auch brav bleiben.“ Bei diesen Worten beschattete Traurigkeit das kleine Gesichtchen. Forschend fragte die Schwester nach der Ursache, die Jerome auch bald verriet. „Ach, Schwester, vielleicht lebe ich hundert Jahre, und das ist doch schwer, hundert Jahre brav zu bleiben!“ Nachdem er geendet, tröstete sie ihn und ermahnte ihn: „Empfange den lieben Heiland nur recht oft, dann wirst Du noch länger als nur hundert Jahre brav bleiben.“

Der glückliche Morgen war gekommen, an dem Jerome zum Tisch des Herrn hinzutreten sollte. Die ganze Natur nahm gleichsam an der Freude teil. Wiese und Feld waren mit unzähligen Blumen und Blüten besät und es schien als fängen die Vögel besonders schön an diesem Morgen. Alles stimmte zur Andacht. Als sich nun Jerome mit den anderen Kindern des Altars Stufen nahte, da rang sich gleich einem Seufzer

aus dem Herzen der liebenden Mutter die flehentliche Bitte: „Brot der Starken, bewahre mein unschuldiges Kind vor dem Schicksal seines armen Vaters.“ Glückstrahlend kehrte der Knabe vom Tische des Herrn zurück. Er trug ja Jesus in seinem kleinen Herzen. Ein wundervoller Glanz spiegelte sich auf seinem Gesichtchen wider. Lange kniete er unbeweglich da, die Augen geschlossen, ein Lächeln auf den Lippen, die schwarzen Händchen vor der Brust gefaltet und fest gegen das Herz gepreßt. Als er die Kirche verließ, lenkten Mutter und Kind ihre Schritte dem Kraale einer Verwandten zu, um hier einen Imbiß zu nehmen. Still in sich gekehrt, ganz mit seinem Glück beschäftigt, achtete Jerome kaum seiner Umgebung. Erleichtert atmete er auf, als die Glocken noch einmal zur Kirche riefen, um Dank zu sagen für des Tages große Gnade. Die Segensandacht war zu Ende, der Heiland in sein eucharistisches Gezelt zurückgekehrt.

Zwei stille Beter verharrten lange noch in stiller Andacht, bis die sinkende Sonne zur Heimkehr mahnte. Um rascher daheim zu sein, wählten die Mutter und das Söhnchen einen engen Pfad, der zwar an steilen Bergabhängen, aber auch zugleich an des Vaters Grab vorbeiführte. Beiden war der Weg so gut bekannt, daß sie ihn selbst im Dunkel der Nacht gefahrlos hätten gehen können. Mutig schritt Jerome vor seiner Mutter her. Doch da trat er plötzlich zu nahe an den Rand des Abgrundes. Ein Stein gab nach . . . er verlor den Halt, und — ehe noch ein Schrei sich seiner Kehle entringen konnte, verschwand er in der Tiefe. Wie erstarrt spähte die entsetzte Mutter in die gähnende Schlucht. Dann eilte sie, von wahnsinniger Angst getrieben, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, den Weg entlang, den Abstieg zu erreichen, der sie zur Unglücksstelle führte. Da lag ihr teures Kind, still und bleich, sein Gesicht dem Himmel zugewandt, — seine Augen fest geschlossen, — atemlos, wie wenn das Leben schon entflohen sei. Verzweifelt warf sich die Arme auf den Knaben. Laut schrie sie auf. Vergebens rief sie ihn beim Namen. Sie hob ihn auf. Heimwärts wollte sie ihn tragen. Da kam ein Seufzer von des Kindes Lippen! Erschrocken legte sie ihn nieder, denn ach, sie hat ihm weh getan. — Still blutete ihr Mutterherz! Wie fühlte sie mit ihm den Schmerz! Zärtlich langsam zog sie sein Köpfchen nun an ihre Brust und küßte sanft die heiße Stirn. Da wich der Schmerz von seinem Antlitz. Groß sah er seine arme Mutter an, hell und leuchtend ruhte sein Blick auf ihr — lange, lange, bis endlich sich die müden Augen schlossen. Freude und Zufriedenheit verklärten seine matten Züge und hauchend sprach er: „Ich — bin — gerettet, Mutter“, und tief atmend noch einmal: „Gerettet . . . jetzt“, und seine Seele war beim lieben Gott, geborgen im sicheren Hafen, wo

es nur Glück und Freude gibt. Tiefbetrübt barg die Mutter ihren Liebling an ihrer Brust, an ihrem Mutterherzen, das am Morgen noch so reich an Liebe war, am Abend schon so reich an Leid und Schmerz.



### Ein siebenstündiger Ritt

**S**s war vor nicht langer Zeit, als wir Schwestern zum ersten Male ins Lembuland nach St. Gabriel kamen. Kaum häuslich eingerichtet, überraschte uns schon hoher Besuch. Der Häuptling von Lerugerua war gekommen, uns seine Freude über unsere Ankunft auszudrücken; denn er war ein großer Freund der Katholiken. Darum hatte er sich so beeilt, uns zu begrüßen und uns seiner Freundschaft, seines Schutzes zu versichern. Sichtlich erfreut und erstaunt zugleich nahm er unseren Gegengruß entgegen, denn eine unserer Schwestern sprach ihn in seiner Landessprache an. Das hatte er wohl nicht erwartet. Immer wieder suchte er nach neuen Dankesworten, die seiner Freude Ausdruck gaben. O, daß doch alle seine Leute, die noch Heiden waren, auch katholisch würden! Wenn doch die Schwestern ihnen näher wohnten, daß sie dieselben öfters sehen und auch sprechen könnten! So tat er seines Herzens Wünsche kund. Den letzten sah er noch in demselben Jahre sich erfüllen. In Cala, das seinem Wohnsitz näher lag, eröffneten unsere Schwestern nach 9 Monaten eine Industrieschule. Zu ihrer Hilfe nahmen sie noch sechs eingeborene schwarze Schwestern von Affisi mit. Nun war vollends des Häuptlings Herz gewonnen. Er brachte der neuen Schule großes Interesse entgegen und versprach mitzuhelfen, die Zahl der Schülerinnen zu vermehren. So führte ihn sein Weg nun mehr nach Cala, als nach St. Gabriel zu uns. Doch eines Tages hielt wiederum ein stolzer Reitertroß vor unserem Hause. Wer mag das sein? Kein anderer, als unser Häuptling, von vier Ratgebern begleitet, der diesmal, wie es schien, zu einem feierlichen Akte kam. Sogleich begann er seinen Antrag vorzubringen, den er in diese Worte faßte:

„Weiße und schwarze Schwestern möchte ich für meine Leute haben, denn habe ich erst beide, so ist Gott mitten unter uns. Dann werden alle Heiden meines Stammes sich bekehren. Schon habe ich einen Platz für Euch gefunden, dazu 10 Acker Land, das alles werde ich von der Regierung für Euch erbitten. Ihr wohnt dann ganz in meiner Nähe. Ich kann Euch helfen, wenn es nötig ist, und unbesorgt könnt Ihr alsdann die Arbeit an dem Heil der Seelen beginnen. Dazu würde ich Euch noch die Tagesschule mit 50—60 Kindern übertragen. Das ist mein Vorschlag, zu dem ich mit meinen Leuten hergekommen bin. Was sagt Ihr dazu?“ Wir dankten für das Anerbieten, das uns mit großer Freude erfüllte, weil es ja dort unsterbliche Seelen zu retten gab. „Wenn wir den Platz nur einmal sehen könnten!“, so deuteten wir dem Häuptling an; da eher an eine Ausführung nicht zu denken sei. Da war guter Rat teuer, denn der Weg war allzu weit und zu Fuß unmöglich zu erreichen. „Wenn wir Pferde hätten, so würden wir ja gerne reiten“, fügten wir mit Bedauern hinzu. „Pferde!“ rief der Häuptling freudig aus, „o, wenn es sich nur um Pferde handelt, die kann ich Euch verschaffen, wenn Ihr den Mut nur habt, sie zu reiten.“ „Ja,“ lautete unsere Antwort, „wenn es gute Pferde sind, so wollen wir es gern probieren“, und der Ritt wurde auf den kommenden Montag festgesetzt. O, diese Freude! Jeder dieser Männer wollte im Besitz des besten Pferdes für uns sein. Und nun verabschiedeten sie sich, uns nahelegend, doch sicher Wort zu halten; denn wir hätten nichts zu fürchten. —

So verging die Woche und als wir am Sonntag nachmittag aus der Segensandacht kamen, standen vor dem Hause zwei gesattelte Pferde für uns schon bereit. Der Häuptling hatte sie uns durch einen seiner Vertrauten zugeschickt. Jetzt hieß es für uns „Wort halten“ und sich reisefertig machen. Unser kleines Gepäck war bald geschnürt. Am Montag in aller Frühe bestiegen wir unsere Pferdchen, Schwester Oberin zum erstenmal. Es waren schmucke Tierchen, fein gesattelt, mit Perlschnüren und glänzenden Steinchen verziert, so daß jeder sie als des Häuptlings Pferde erkennen konnte. Sie selbst schienen auf ihren schönen Schmuck stolz zu sein und benahmen sich sehr ordentlich. Zuerst ging's mitten durch die Stadt, dann hinaus in Freie, in die weite Welt. Nach einer Stunde trafen wir eine Siedlung, Kraal an Kraal, von vielen Leuten bewohnt. Ein trauriges Bild von Irrtum und Unglauben. Das Herz tut einem wehe, wenn man sehen muß, wieviele Menschen noch dahinleben, ohne zu wissen, daß es einen Gott gibt. —

Nach drei Stunden wollten wir eine kleine Erfrischung zu uns nehmen. Inzwischen war es furchtbar heiß geworden, und

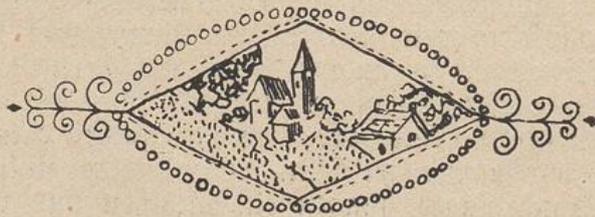
unsere Hände von der Sonne ganz verbrannt. Wir stiegen ab, ließen uns am Rande der Straße in den Schatten nieder und sandten das uns begleitende Mädchen aus, ein wenig frisches Wasser zu holen. Dazu aßen wir ein Stückchen Brot und bestiegen neu erquickt wieder unsere Pferdchen. Weiter ging's über Berg und Tal, an schauerlichen Abgründen vorüber, einen hohen, steilen Berg hinauf. Es hätte einen gruseln können ob der Gefahr. Doch vorwärts, weiter aufwärts ging der Ritt. Schon lag das Ziel vor unseren Augen. Um 12 Uhr war es endlich erreicht. In der Nähe der Häuptlingswohnung machten wir halt. Er selbst begrüßte uns zuerst und ließ dann die Pferde von zwei Männern halten, denen er die Versorgung übertrug. In wenigen Minuten umringten uns eine große Menge Leute. Aus allen Hütten kamen sie heraus uns zu begrüßen. „Molko“, jubelten sie uns zu, wie es üblich ist im Tembuland. Der Häuptling aber wehrte ab und führte uns in seine Residenz. Dasselbst war schon Wasser und Seife bereitgestellt zum Waschen und Kühlen der heißen Hände. Tee wurde uns gebracht, den Durst zu löschen. Nach einer kurzen Rast führte er seine eigenen Frauen und Kinder zu uns herein, die anderen Leute, die er gesondert hielt nach Männern und Weibern, besuchten wir mit ihm in ihren eigenen Kraalen. O, dieses arme Volk! Es wurde gar nicht fertig, uns zu bewundern. Und als wir anfangen, uns mit ihm zu unterhalten, wie groß war da die Freude! „O kommt zu uns“, so redeten die Eingeborenen uns zu, „dann wollen wir uns auch bekleiden und uns unterrichten lassen.“ Da wurden wir zum Mittagmahl gerufen, das aus Schafffleisch mit Reis und Kartoffeln, sowie aus Tee und feinem Weißbrot bestand. Während des Essens durfte auf Befehl des Häuptlings sich niemand an der Hütte blicken lassen. Nach der Mahlzeit sprach er zu uns: „Da oben auf dem Berge ist eine kranke Frau. Sie hat von Eurem Besuch gehört und schickt einen Boten nach dem andern mit der Bitte, Ihr möchtet zu ihr kommen, um über sie zu beten, damit sie den lieben Gott kennenlerne und der liebe Gott auch sie.“ Gern waren wir bereit, zu folgen. Der Häuptling ließ denn gleich die Pferde satteln und das seinige auch, um uns zu begleiten. Auch alle seine Leute hieß er mitgehen, daß sie die Feier der Taufe einmal sähen. Es war eine weite Strecke, bis hinauf zum Kraal der Kranken. Die Sonne brannte heiß auf uns hernieder, so daß wir glaubten, verschmachten zu müssen. Als wir ankamen, hatte der katholische Lehrer die Sterbende soeben getauft, denn er fürchtete, wir kämen zu spät. Wir beteten einige Vater-unser am Krankenlager, sangen ein Liedchen und verabschiedeten uns wieder.

Auf dem Rückwege besichtigten wir den uns angebotenen

Platz. Er war wirklich sehr geeignet, daselbst eine Außenstation nebst Schule anzulegen. Deshalb schlugen wir dem Häuptling vor, seinen Plan dem Bischof vorzutragen, der in 14 Tagen kommen würde. „Dieser und unsere Obern werden dann die Sache entscheiden und gewiß nach Deinem Wunsche, weil es für alle eine Freude ist, wenn wir ein neues Arbeitsfeld gewinnen.“ So vertrösteten wir ihn noch einmal beim Abschied. Dann traten wir den Heimweg an. Der Häuptling bot sich aus Dank und Freude selber an, uns einen besseren Weg zu zeigen. Lange ritt er uns zur Seite, bis wir den Pfad nicht mehr verfehlen konnten. Noch ehe wir zu Hause waren, überraschte uns die Dunkelheit. Doch Gott beschützt die Seinen. Trotz Dunkelheit und rabenschwarzer Nacht brachten uns die treuen Pferdchen ganz fein und sicher an den Ort zurück, wo sie uns am Morgen aufgenommen hatten. Am anderen Tage ließen wir sie dem edlen Besitzer wiederbringen, zugleich ihm nochmals unseren Dank bezeugend für sein Bemühen um die gute Sache, die hoffentlich recht viele Früchte bringt zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen.

Wie dieser Häuptling die Katholiken kennenlernte, geht aus folgender Antwort hervor, die ich auf meine diesbezügliche Frage erhielt: „Anfangs hatte ich vor, Protestant zu werden. Ich lernte fleißig die Bibel und stand vor der Taufe, als mir der Gedanke in den Sinn kam, den Minister zu fragen, wo und in welche Kirche denn der Heiland gegangen sei. Er konnte mir darauf keine befriedigende Antwort geben. Deshalb fragte ich dasselbe einen weißen Kaufmann. Dieser wies mich an einen katholischen Priester in der Stadt, der könne mir alles sagen. Sofort ging ich hin. Der Missionar versicherte mir, ich sei hier auf dem richtigen Weg zum lieben Gott. Von dieser Zeit an liebe ich die Katholiken und ich hoffe fest, daß ich Schwestern bekomme, so daß auch alle meine Leute katholisch unterrichtet werden können.“

Gott gebe, daß dieser Wunsch sich bald erfüllen möge! Wenn zu seiner Hilfe und zu seinem Segen unserer Wohltäter Unterstützung kommt, daß wir den Ankauf machen können, dann hoffen wir das Beste.

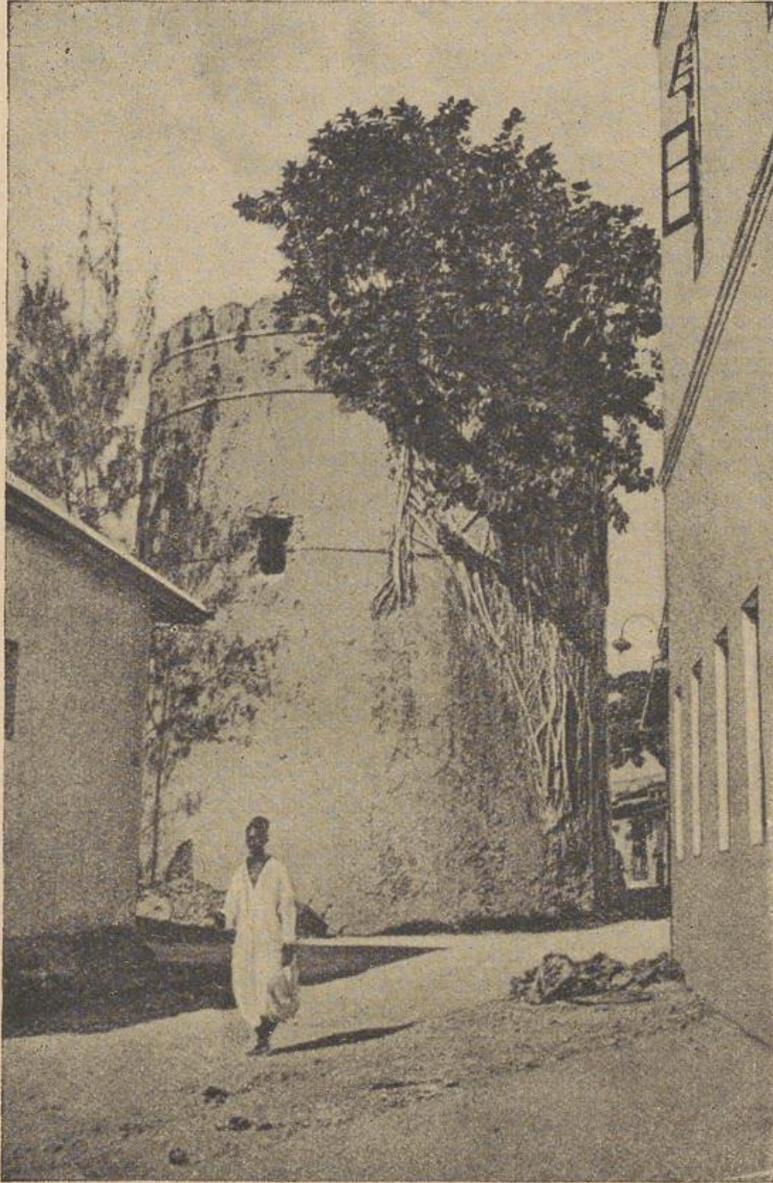


## Jesus nimm mich mit

**R**indliches Vertrauen und vollkommene Ergebung vermögen viel beim göttlichen Herzen Jesu. — Cleopha, deren Vater schon vor Jahren gestorben war, kam als krankes Kind auf unsere Station, um sich auf die heilige Taufe vorzubereiten. Einige Monate nach derselben nahm ihr leidender Zustand bedeutend zu. Sie bat, heimgehen zu dürfen zu ihrer getauften Mutter. Wir gewährten ihr den Wunsch, hoffte sie doch durch den Wechsel eine Besserung herbeizuführen. Aber die weniger gute Pflege, der Mangel an kräftiger Nahrung, die harte Lagerstätte auf dem Boden, bewirkten leider das Gegenteil. Schneller, als man glaubte, ging es dem Ende zu. Cleopha erkannte dies auch bald. Sie fühlte, daß sie bald sterben müsse. Doch vor der Reise in die Ewigkeit hätte sie so gerne noch die erste heilige Kommunion empfangen. Sie bat mich, statt ihrer diesen Wunsch dem Vater Missionar doch vorzutragen. Freudig erfüllte ich ihr diese Bitte, hörte aber, daß es unmöglich sei, wenn Cleopha nicht auf die Station zurückkehre. Der Weg bis zu ihrer Hütte war allzu weit, als daß täglich jemand hätte hinausgehen können, ihr den Kommunionunterricht zu erteilen. Ich beeilte mich, dem verlangenden Kinde diese Nachricht zu bringen. „Where's a will, there's a way.“ (Wo ein Wille, da ein Weg.) Das zeigte sich nun auch bei meinem kranken Schützling. Cleopha flehte dringend ihre Angehörigen an, sie wieder auf die Mission zu bringen. Aber sie stieß auf heftigen Widerstand. Ihre katholische Mutter hätte es ihr gerne gestattet. Da trat der heidnische Kraal-eigentümer dazwischen und sprach: „Nein, daraus wird nichts; denn gehen kannst Du nicht, und auf der Totenbahre tragen wir Dich nicht eher auf die Mission, als wenn Du gestorben bist.“ Cleopha weinte und bat noch einmal ganz flehentlich; ich legte Fürbitte für sie ein, aber alles half nichts. Der Heide blieb hart und unerbittlich. Endlich sagte ich: „Cleopha, ich muß heimgehen, wenn der liebe Heiland in Dein Herz kommen soll, mußt Du die Sache durchsetzen. Ich werde mit den Kindern für Dich beten.“ Schon am dritten Tage kam die Mutter und sprach: „Holt mein Kind; wir können es nicht länger anhören, denn es weint Tag und Nacht. Der Häuptling ist jetzt des Bittens müde und hat mich geschickt.“ Sofort gingen vier starke Mädchen mit der Mutter. Cleopha bestieg freudig die Totenbahre und sagte zu den Umstehenden: „Das macht nichts, wenn ich nur den lieben Heiland empfangen darf.“ Mir wurde das Glück zuteil, den Religionsunterricht für diese zarte Himmelsblume zu übernehmen, der nur noch sechs Wochen hienieden beschieden waren. Von dieser

Stunde an kam kein Wort der Klage, kein Wunsch mehr über die Lippen des glücklichen Kindes. „Ich darf Jesus empfangen“, war öfters die freudige Mitteilung, wenn ihre Mitschülerinnen sie besuchten. Matt und elend, zum Gerippe abgemagert saß die Kranke im Stuhle und lauschte frohen Herzens aufmerksam dem Unterricht. Und wenn ich nach einer halben Stunde zu ihr sagte: „Cleopha, Du bist zu schwach, Du mußt jetzt etwas ruhen, ich komme nachher wieder“, dann erwiderte sie freudig: „O nein, Schwester, ich bin nicht müde; o fahr nur fort, ich höre ja so gerne von Jesus reden.“ Endlich war der ersehnte Tag auf den 8. September festgesetzt worden. Wie freute sich das kranke Kind! Wie sehr verlangte es nach dieser glücklichen Stunde! Da wurde der hochwürdige Pater Superior ganz unerwartet für einige Tage nach Mariannahill abberufen. Deshalb mußte die erste heilige Kommunion auf den nächstfolgenden Sonntag verlegt werden. Zögernd teilte ich am Nachmittage dem Kinde die Nachricht mit. Doch was war das? Es lächelte ja im Stillen. Auf meine Frage, warum es sich denn freue, antwortete Cleopha: „O, dann kann ich mich noch etwas besser vorbereiten.“ Endlich war denn der schönste Tag des Lebens angebrochen. Um 5 Uhr morgens schon kündete das Glöcklein das Nahen des lieben Heilandes an. Cleopha saß im weißen Kleide, geschmückt mit einem Kränzchen, im Stuhle, an der Seite des reich gezierten Altärchens. Die Schulkinder begleiteten singend den Priester mit dem Allerheiligsten. Unterdessen betete ich der Kranken langsam die Kommuniongebete vor. Cleopha sprach sie leise nach und lispelte immer wieder dazwischen: „Jesu, Jesu, komm zu mir!“ Es war ein rührender Anblick, wie die Kranke so ehrfurchtsvoll ihre abgemagerten Hände faltete und voll Liebe und Sehnsucht dem Heiland entgegen sah, der soeben über die Schwelle getragen wurde. Das Glöcklein läutete zum „Domine non sum dignus“, und im nächsten Augenblick war Cleopha vereint mit Jesus, nach dem sie sich so lang und inniglich gesehnt. Der Priester war zurückgekehrt zur Kirche. Lautlose Stille herrschte um uns her. Eine Viertelstunde lang überließen wir die Kranke ihrer stillen Andacht. Zu ihren Füßen knieten die Kleinen, den lieben Heiland mit ihr anzubeten. Dann verrichtete ich mit ihr die Danksagungsgebete. Andächtig folgte sie jedem Worte und lauschte dann in freudiger Erregung den schönen Liedern, die zur Abwechslung die Kinder sangen. — In der Besorgnis, das lange Ausbleiben in der kalten, nassen Morgenluft möchte der Kranken schaden, wollte ich sie wieder betten. Rindlich bat sie mich dann aber: „O bitte, Schwester, laß mich noch ein wenig; ich bin nicht kalt, ich bin zu glücklich, und die Kinder singen noch so schön.“ Später legte

ich sie alsdann im Kommunionsschmuck ins Bett. Die Mitschülerinnen besuchten sie tagsüber noch häufiger, um sich mit ihr zu freuen, zu beten und zu singen. Nach der kleinen Dankandacht, die ich am Nachmittage mit ihr hielt, faßte sie mich



Alter portugiesischer Festungsturm in Zanzibar.

bei der Hand und sagte: „Schwester, der liebe Heiland hat mir heute etwas versprochen. Er nimmt mich mit.“ Auf meine Antwort: „Ich denke, Du wirst noch etwas warten müssen“, erwiderte sie bestimmt: „Jesus hat es mir versprochen. Er nimmt mich mit. Du wirst es sehen.“ Am folgenden Morgen

war der Zustand des Kindes noch derselbe. Deshalb sagte ich zu ihm: „Siehst Du, Cleopha, Dein Himmelskrönchen ist noch nicht vollendet, jetzt holt der Heiland Dich noch nicht.“ „Doch“, sprach sie, „der liebe Heiland ist noch da; er nimmt mich mit, Du wirst es sehen.“ Bei dieser bestimmten Aussage mußte selbst ihre eigene Mutter lächeln, die jetzt stets bei ihrem kranken Kinde war. Dann ging ich in die Kirche, um zu beten. 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr war es. Gegen 10 Uhr klopfte es. Ich schaute um, und in der Tür erschien Cleophas Mutter. Sie winkte mir, herauszukommen. „Cleopha ruft Dich,“ sprach sie eilig, „sie will Abschied nehmen, denn sie sagt, sie gehe.“ „Sie geht? — Hat sie sich denn verändert?“, war meine erste Frage. „Nein,“ antwortete die Mutter, „der Zustand ist derselbe, wie vorher.“ Ich meldete es dem Priester und wir gingen zusammen zurück. Cleopha saß lächelnd im Stuhle. Uns freudig die Hand reichend, sprach sie: „Ich danke Euch für alles, was Ihr mir Gutes getan habt. — Jetzt lebet wohl! — Ich gehe“. Und zu mir gewandt, fügte sie bei: „Ich habe es Dir ja gesagt, daß der liebe Heiland mich mitnimmt.“ Wir schauten einander verwundert an und wußten nicht, was wir dazu sagen sollten. War es Ernst? War es Fieberphantasie? Ich bat den Herrn Pater Missionar, ihr doch die heiligen Sterbesakramente zu spenden, denn schließlich wisse das Kind mehr als wir. Da die Kranke auch diesen Wunsch hegte, eilte der Priester zurück, um das heilige Öl zu holen. Während der heiligen Handlung sah man wirklich den Atem schwächer werden, wie wenn das schwache Lichtlein am Erlöschen sei. Sehnsüchtig verlangte Cleopha nun auch noch nach der heiligen Wegzehrung. Ich legte sie ins Bett und betete mit ihr die verschiedenen Akte vor der heiligen Kommunion. Die Augen hatte sie bereits geschlossen, doch bewegte sie noch leise ihre Lippen; vernehmbar klang nur noch das „Amen“. Der Priester kam. Es schien zu spät, denn teilnahmslos, nur hie und da noch atmend, lag die Kranke in den Kissen. Der Priester trat ans Krankenbett, um ihr die heilige Hostie zu reichen. Kein Lebenszeichen! Mit lauter Stimme rief ich daher die Kranke an: „Cleopha, jetzt ist der liebe Heiland da.“ Sogleich schlug sie die Augen auf und öffnete den Mund, die heilige Hostie zu empfangen. Ich reichte ihr ein wenig Wasser. Freudig nickte sie mir zu. — Der Priester ging. — Die Mutter kniete betend an der Tür. „Jesus, dir leb' ich“, hub ich langsam an — „Jesus, dir sterb' ich“ — „Jesus, dein bin ich“ — da, ein heftiger Stoß am Arm — ich schaute auf. — Des Kindes Augen waren weit geöffnet, wunderbar verklärt ihr Blick. Noch einmal sah sie mich so freudig an, zeigte mit der rechten Hand nach oben, — und der liebe Heiland nahm sie mit. „O Mutter, komm, Cleopha geht“, rief eilig ich der Mutter

zu. Doch sah sie nur noch die verklärten Züge ihres einzigen geliebten Kindes. „Wie könnte ich weinen bei dem so schönen Tode meines Kindes“, sprach sie still ergeben. Cleopha ist im Himmel. Dort wird sie sicher für uns beten, daß wir auch alle einmal zu ihr kommen, um uns auf ewig mit ihr zu erfreuen.

K

## Gott sucht uns heim!

Gott sucht uns heim! Ein wundersames Wort!  
Fast traurig kling't's und bringt uns doch viel Segen;  
Des Leidens Druck und Stachel nimmt es fort,  
Und will uns nur den Trost des Friedens geben.  
Heimsuchung bringt uns Gottes Nahesein  
Ins Herz hinein.

Gott sucht uns heim! – Ach, das ist kein Gericht,  
Ein Kommen ist's voll Liebe und Erbarmen;  
Das ist kein Zornstrahl, der uns niederbricht  
Ein sanftes Heben ist' auf Heilands Armen.  
Das ist ein sicherer Führer himmelauf  
Auf rauher Ba n.

Gott sucht uns heim! – O hochwillkomm'ner Gast,  
Und bringst du mir auch Kreuz und Dornenkrone,  
Sanft ist dein Joch, und süß ist deine Last,  
Und hat die ew'ge Ruhe noch zum Lohne. –  
Sieh, darum will ich nimmer traurig sein,  
Sucht Gott mich heim!



## Wie ich ein Katholik wurde

**A**nfänglich gehörte ich der amerikanischen Kirche an. Dort wurde öfter Klage über mich geführt, weil ich nicht zur Beichte ging. Wenn ich dieserhalb mit meinem Freunde sprach, sagte ich ihm ohne weiteres: „Wenn ich aus der jezigen Kirche austrete, werde ich katholisch.“

Ich wußte nichts Näheres über die Katholiken, obgleich sie eine Station ganz in der Nähe meines Heimes hatten. Das eine war mir nur bekannt, wenn ich katholisch werden wollte, dann mußte ich dort den Unterricht besuchen, und davor bangte mir. Meine Schwester, welche schon Katholikin war, erzählte mir nie etwas über ihre Kirche. Ich liebte den katholischen Glauben nicht, denn ich hatte schon manches Böse über die Kirche, besonders über die Christen gehört, und es sträubte sich mein Innerstes, wenn ich in den Schriften las, die katholische Kirche sei heilig, trotzdem dachte ich, wenn sie heilig sei, dann sei sie besser doch als meine Kirche. Mit Priestern kam ich häufiger zusammen, kümmerte mich aber weiter nicht um den Inhalt der Gespräche.

Eines Tages, als ich gerade eine große Menge schöner Blumen, weiße und rote, trug, begegnete mir wiederum ein Priester. Stehenbleibend sagte er zu mir: „Geben Sie mir von diesen Blumen, damit ich mit denselben meinen Altar zieren kann. Auf meine Frage, welche von den Blumen er haben wolle, gab er mir zur Antwort, das sei ihm ganz gleich. So gab ich ihm die roten Blumen. — Zu Hause angekommen, erzählte ich den Vorfall meiner Schwester, worüber sie sehr glücklich war und zu mir sagte: „Da hast Du recht getan, die Blumen werden für Dich beten.“ Darüber war ich sehr gerührt.

Jahre vergingen so, aber ich wurde innerlich nie ruhig, ich lag in stetem Kampfe mit mir selbst, und der Gedanke, wenn du so sterben müßtest, was würde dann mit dir geschehen, wollte mich lange Zeit hindurch nicht verlassen. Denn davon war ich überzeugt, daß in der Beichte, wie sie bei uns üblich war, die Sünden nicht nachgelassen werden könnten, fühlte aber mit Bestimmtheit, daß es bei den Katholiken anders sei. Es war wirklich eine schwere Zeit für mich. Zum Glück wohnte ich ja in der Nähe einer katholischen Mission. Dorthin begab ich mich eines Tages, und der Priester half mir in zuvorkommender Weise in allen meinen Schwierigkeiten, obschon ich nicht seines Glaubens war. Er gab mir täglich Unterricht, und alle seine Worte gingen mir tief zu Herzen. Als er mich nun eines Tages fragte, ob ich denn nicht katholisch werden wolle, erwiderte ich mit einem freudigen „Ja“. Der Priester schien es aber noch nicht recht zu glauben.

Nun besuchte ich, durch eine katholische Lehrerin aufgemuntert, die ich sehr schätzte, jeden Tag die heilige Messe, aber alles, was ich sah und hörte, war für mich ganz neu und fremd und den Sinn verstand ich nicht. Mein Herz jedoch fand keine Ruhe. So machte ich denn wirklich Ernst und beteuerte dem Priester: „Vater, ich will katholisch werden, geben Sie mir Unterricht.“ Derselbe freute sich und bestellte mich noch für den



Alter Waadshagga-Neger.

gleichen Tag zum Unterricht. So lernte ich eine geraume Zeit. Als ich nun wieder in meine protestantische Umgebung zurückkehren mußte, gab mir der Priester, da er für meine Zukunft besorgt war, einen Brief an den katholischen Geistlichen meiner Heimat mit. Am Sonntag ging ich nun zur heiligen Messe in die katholische Kirche. Als ich nach Hause kam, fragte mich mein Vater, woher ich denn käme. Ich sagte ihm ganz frei, daß ich im katholischen Gottesdienst gewesen sei, weil ich katholisch werden wolle. Darüber ärgerlich, verbot er mir, wieder in die katholische Kirche zu gehen. Als nun der nächste Sonntag kam,

trat mir auf halbem Wege der Vater schon entgegen und zwang mich, von der Kirche fernzubleiben. Traurigen, gebrochenen Herzens ging ich nach Hause, begab mich in mein Zimmer und flehte dort zu Gott, mir doch zum Katholizismus zu verhelfen. Auch zu meinem Namenspatron flehte ich recht innig. Meine Schwester tröstete mich und bestärkte mich in meinem Vorhaben, indem sie sagte, daß sie und auch die anderen Gläubigen für mich gebetet hätten. Mein Vater wollte mich nun mit Gewalt dazu bringen, daß ich zum Prediger gehe und ihm meine Schwierigkeiten auseinandersetze, da derselbe ob meines Abfalles sehr betrübt sei; aber ich konnte mich nicht dazu entschließen, denn mein Vorhaben, katholisch zu werden, stand so fest bei mir, daß mich nichts mehr davon hätte abtrünnig machen können. Ich begab mich ohne Wissen meines Vaters zu dem Priester unserer Mission, um mit ihm zu überlegen, wie ich die Hindernisse überbrücken könne. Er riet mir, auf eine andere Missionsstation zu gehen, damit ich mich in Ruhe auf meinen Übertritt vorbereiten könne. Er schlug mir Dropo vor, wo er unter den Missionaren einen Freund hatte, dem er noch an demselben Tage einen Brief schreiben und ihn über alles unterrichten wollte.

Während dieser Wartezeit hatte ich zu Hause noch sehr viel zu leiden, besonders von seiten meines Bruders. Er sprach kein Wort mehr mit mir, höchstens dann, wenn er mich verspotten oder ärgern wollte. Auch mein Vater und selbst meine Mutter stimmten in diese üble Redeweise ein. O, ich war innerlich ganz traurig und wußte oft nicht aus noch ein. Nur in der Kirche, zu der ich heimlich zu gelangen suchte, fand ich in etwa Trost, aber das war nicht oft, da man mich streng bewachte, weil man verhindern wollte, daß ich mit einem katholischen Priester zusammentraf.

Zu Hause machte ich wohl vor dem Essen immer das heilige Kreuzzeichen, aß auch an Freitagen kein Fleisch und verrichtete so gut es ging meine Gebete. Aber dann kannten Spott und Hohn keine Grenzen, selbst die Stiefmutter unterstützte noch meinen Vater in seinen harten Worten. Endlich kam die Nachricht von Dropo, und das war für mich ein Glück. Durch das ewige Quälen wäre ich sicher krank geworden. So besprach ich denn mit dem Vater Missionar meine Abreise. Bei dieser Gelegenheit gab er mir ein Bildchen des Uganda-Märtyrers, des seligen Mbaga Tuzinde, unter dem geschrieben stand: „Ich bin glücklich, für meinen Gott zu sterben, ich werde meinen Glauben nicht verlassen.“ Diesen Seligen anzurufen riet er mir, daß er auch mir zu meinem Ziele verhelfe. Zu Hause ordnete ich nun für die Reise, die am Montag erfolgen sollte. Am Sonntagabend war ich eben im Begriff, mein Gepäck an der Haltestelle des Autos bereitzustellen, als ich meinen Vater ge-

wahrte, der mit anderen Passagieren nach Umzinto reisen wollte. Da versteckte ich mich. Ein Wagen war schon vorbeigefahren. Die Zwischenzeit benützte ich, noch einmal zu dem Priester zu gehen, um mich zu verabschieden. Früher hatte ich denselben nicht angetroffen. Er gab mir einen Brief und seinen Segen mit auf den Weg. Nun konnte meine Reise beginnen. Den ganzen Weg begleitete mich nur eine Sorge, daß man mich eventuell verfolgen könnte. Ich ging nun zu Fuß zur Station, etwa 15 Meilen. Dort kam ich des Mittags an, löste das Billet, und war froh, als endlich der Wagen kam, der mich der Heimat entführen sollte. In meinem Herzen stand der Entschluß ganz fest, nicht mehr zu den Meinigen zurückzukehren. Müde kam ich in Umzinto an. Zu spät, der Zug war fort und auch kein Auto fuhr des Wegs. So wartete ich bis Mittwoch morgen. Da gelang es mir, mit einem Auto bis nach Dumisa zu reisen. Hier wartete ich als einziger Reisender auf den Zug nach Dpopo. Ganz fremd kam ich dort an, und weil ich niemand um den Weg nach der Missionsstation fragen konnte, schlug ich den ersten Feldweg ein. Aber ich war irre gegangen und mußte wieder umkehren. Nachdem man mir den rechten Weg gewiesen hatte, begegneten mir auch schon einige Boys, die mir meinen Handkoffer trugen und mich bis zur Mission begleiteten. Als ich dort ankam, sah ich in dem Priesterhaus die Missionare betend auf und ab gehen, aber es nahm keiner Notiz von mir. Deshalb trat ich auf einen Priester zu, der eben aus der Kirche kam, und gab ihm den bewußten Brief ab. Da er aber noch viele Beichten zu hören hatte für den kommenden Tag, an dem die heilige Firmung gespendet wurde, hieß er mich zu den Schwestern gehen bis zum anderen Tage. Die Boys brachten mich nun in das Haus der Schwestern, wo ich sehr liebevoll empfangen wurde. Die Schwester führte mich in das Schlafzimmer der Kinder, welche mich alle nicht nur neugierig anschauten, sondern mich auch gleich ausfragten. Sie meinten, ich komme als Lehrer zu ihnen, und wollten mir gar nicht glauben, was ich ihnen erzählte. Die Nacht blieb ich im Marienhaus. Am anderen Morgen besuchte ich die heilige Messe und begab mich dann zu dem hochwürdigen Herrn Missionar. Er unterhielt sich lange Zeit mit mir und schickte mich dann zur Schwester Oberin mit der Weisung, sie um Arbeit zu bitten. Weil ich aber eine dicke Beule unter dem Arme hatte, die mir viele Schmerzen verursachte, ließ sie mich zuerst von der Krankenwärterin verbinden. Als das Abel sich nicht besserte, brachte man mich ins Hospital. Die Schwester kam öfter zu mir, um mich zu trösten und mich in meinem Entschlusse zu bestärken. Ich war innerlich doch recht zufrieden und glücklich. Vom hochwürdigen Pater Missionar, der nicht wußte, wie weit ich schon im Unterricht

vorangeschritten war, erhielt ich einen Katechismus zum Lernen. Nachdem ich gesund aus dem Hospital entlassen war, besuchte mich unser Missionar aus der Heimat. O, diese Freude, als ich ihm sagen konnte, der hochwürdige Herr Pater Missionar habe meine heilige Taufe auf den 1. Februar und die heilige Kommunion auf den 2. Februar festgesetzt. Wie ein Vater freute er sich mit mir, daß ich nun endlich doch zu meinem langersehnten Ziele komme. Ich kam nun in die Klasse der Taufbewerber und erhielt auch von einer Schwester noch besonderen Unterricht. Der Missionar war zufrieden mit mir und lobte mich öfter wegen meines Fleißes. Ich war ganz besonders neugierig auf die heilige Beichte. Ich schrieb ganz genau alle meine Sünden, deren ich mich erinnern konnte, auf ein Blatt Papier. Und als dann der große Augenblick gekommen war, wo ich zum ersten Male beichtete, o, da war es mir so leicht ums Herz, wie wenn ein ganzer Berg von mir genommen wäre. Am anderen Tage feierte ich meine erste heilige Kommunion. Ich kann nicht beschreiben, wie glücklich und zufrieden meine Seele war. Alle Sorgen und Ängste waren von mir genommen, trotz des Briefes aus dem Elternhause, der mir die Taufe zu empfangen noch einmal verbot. Ich war ja jetzt am Ziele all meiner Wünsche angelangt und mein Eifer kannte keine Grenzen. Wenn die Glocke morgens die Schwestern weckte, dann stand ich schon mit ihnen auf, um ja recht frühe beim lieben Heiland zu sein, ihm meinen Dank und meine Treue zu beweisen.

Ja, Gott sei Dank, durch dessen Fürsorge und Vaterliebe mir des katholischen Glaubens unschätzbares Glück zuteil geworden ist.

## K

Glücklich, wer auf Gott vertraut  
Und bei trüben Tagen  
In die fernste Zukunft schaut  
Sonder Angst und Zagen!

Nichts hat in der Welt Bestand;  
Was da kommt, muß scheiden,  
Und so reichen sich die Hand  
Immer Freud und Leiden.

Hat der Himmel Müh und Schmerz  
Dir einmal beschieden,  
Sei getrost! Ein jedes Herz  
Findet seinen Frieden.

Hoffmann v. Fallersleben.

## Besomba erzählt uns ihre Lebensgeschichte

**B**ich saß gemütlich mit meiner Mutter am Feuerchen. Ich zählte damals 6 Jahre. Da kam ein Mann von einem anderen Dorf in unsere Hütte und fragte meinen Vater, welcher noch 20 Frauen hatte, ob er seine Tochter Besomba verheiraten wolle. Der Vater sagte „Ja“, und der fremde Mann warf zum Zeichen der Zustimmung ein scharfes Messer in den Balken der Haustüre. Nun mußte ich heraus aus unserem dunklen Kraal, in das sonnige Freie, damit der Brautwerber mich besser sehen könne und sich überzeugen, ob ich dick wäre und keine Krankheit hätte. Er fand mich schön und wohlbeleibt und der Kauf wurde abgeschlossen. Ich selbst fand mich sehr gut bezah. Mein Vater erhielt für mich einige Kupfermünzen, ein gutes Messer und 100 Mitakos. Das gab einen ganzen Korb voll Kupferdraht. Es war das damalige Zahlungsmittel. Nun wurde der Tam-Tam geschlagen, meine Mutter machte viele Gerichte, es war ein großes Fest. Jetzt kam die Rehrseite. Ich mußte dem fremden Manne folgen, aber meine Mutter begleitete mich. In dem neuen Dorf angekommen, wurde ich bei den älteren Frauen und der alten Mutter untergebracht. Hier mußte ich Holz holen, den Kraal kehren und auf dem Felde arbeiten. Es besiel mich ein arges Heimweh nach meiner Mutter und ich durfte einige Wochen zu ihr. Nun brach der Weltkrieg aus und meine liebe gute Mutter wurde ermordet. O wie weinte ich doch so viel.

Im Laufe der Jahre wuchs ich zu einem kräftigen Mädchen heran, konnte gut arbeiten und kochen. Der Mann, an den mich mein Vater verkauft hatte, verkaufte mich nun an einen anderen für 7000 Mitakos. Der Käufer hatte noch 12 andere Frauen. Nach einiger Zeit sagte er mir, er habe genug Frauen und gab mich seinem jüngeren Bruder zum Geschenk.

Der böse Krieg war nun auch in unser Dorf gekommen und die Ngombe, ein Volksstamm, von dem die meisten Männer als Soldaten ausgehoben wurden, nahmen mich und noch andere Frauen mit in den Krieg. Da mußten wir für die Soldaten kochen. Mitten im Urwald war die Schlacht. Viele Menschen wurden getötet. Die schönsten und beleibtesten unter ihnen wurden herausgesucht und in großen Bananenblättern auf dem Feuer gedämpft, mit Palmöl übergossen und verspeist.

Die Männer hatten mir das Zeichen ihres Stammes auf die Stirne gemacht, ein ungefähr ein Zentimeter langer Schnitt in die Haut. Jeder Stamm hat ja sein eigenes Zeichen und weil ich schon zu drei verschiedenen Stämmen gehörte, war ich in der Tat eine „Bezeichnete“.

Der weiße Mann durfte aber von dem Treiben der Soldaten, nämlich dem Essen des Menschenfleisches, nichts wissen, sonst hätte es Strafe gegeben, aber wir waren mitten im Urwald und niemand sah es.

Dann wurde ich die Frau eines Soldaten, welcher später Arbeiter auf einem Dampfschiff wurde und so kam ich nach Coquilhatville. Aber jetzt erfaßte mich ein solches Heimweh nach meinem Dorf, wo ich geboren war, daß ich krank wurde. Mein Mann erlaubte mir, einige Wochen dorthin zu gehen, aber der Weg war sehr, sehr weit und schlecht. Es verging eine geraume Zeit, bis ich wieder zurückkommen konnte. Meine Verwandten wollten mich wieder verkaufen, aber ich floh nach Coquilhatville wieder zurück. Hier fand ich meinen Mann nicht mehr, er hatte auf einer großen Pflanzung Stellung angenommen und war unterdessen Christ geworden. Ich war noch Heidin und kannte den lieben Gott nicht. Da brachte er mich zu den Schwestern von Bamania in den Unterricht und wollte, daß ich eine gute Christenfrau werde.

„Ja, liebe Schwestern, ich will auch viel, viel bei euch lernen, o, legt doch ein gutes Wort für mich ein beim „Tafa“ (der Missionar), damit ich bald das Glück habe ein Kind Gottes zu werden.“



## Allerlei Anekdoten

„Wie man das nennt.“ Mutter (beim Essen zur fünfjährigen Mina): „Du sollst nicht mit der Gabel zuerst ins Essen fahren und dir etwas zuvornehmen! Weißt du, wie man dies nennt?“ Mina: „Jawohl, Mama, das nennt man zuvorkommend.“

\*

„Europa, das Festland.“ „Vater, warum heißt's denn in der Geographie immer ‚Europäisches Festland‘?“ „Dummer Bub! Lest denn nit alleweil in der Zeitung: Schützenfest, Turnerfest, Sängerefest? Drum heißt Europa halt a Festland.“

\*

Das Brüderrchen in der Wiege hatte zu wiederholten Malen auf das Unzweideutigste bewiesen, daß es im Besitze ganz außerordentlicher Stimmittel war, zu nicht geringem Leidwesen des kleinen Bernard. Eines Tages fragte letzterer die Mama: „Nicht wahr, das Brüderrchen ist vom Himmel gefallen?“ „Ja, mein Söhnchen.“ — Der kleine Bernard schwieg eine Weile, dann begann er wieder: „Mama.“ — „Was denn mein Söhnchen?“ — „Ich kann es den Engeln eigentlich nicht so übel nehmen, daß sie ihn hinausgeschmissen haben.“

## Wofür die Schwarzen das Taschentuch gebrauchen

**D**as Taschentuch ist ein vielgesuchtes, vielbegehrtes Mobiliar bei unsern Schwarzen und findet in den verschiedenen Größen und in den buntesten Farben die mannigfaltigste Verwendung. Bloß zu dem Zweck, wozu wir Europäer es verwenden, gebrauchen sie es nicht, denn es sind halt Naturvölker, die dieses Geschäft auf viel einfachere Art und Weise erledigen. Sie gebrauchen dieses kostbare Kleinod, wenn sie mit vieler Mühe eines erstanden haben, für ganz andere Zwecke.

Da kommt z. B. eine Frau, die als Lendentuch zwei große bunte aneinandergeknüpfte Taschentücher sich wählte. Die Nachbarin schaut sie ganz verwundert an, weil sie so fein ist; sie hält ihr Kleinstes auf dem Arm, das ein kleines Taschentuch als Kopfbedeckung trägt. Frau Häuptling leistet sich sogar ein blauseidenes als Kopftuch. In letzter Zeit haben die Mädchen ihre Kleider, die nach einfachem Schnitt genäht sind, auf der Brust mit einem Taschentuch verziert. So etwas braucht bloß einer in den Sinn zu kommen, und nach acht Tagen sieht man es sicher schon bei zwanzig, denen diese neue Mode gefällt, denn der Nachahmungstrieb ist groß bei unseren Schwarzen. Kleine Mädchen tragen ein Taschentuch im Dreieck gefaltet als Gürtel ihres Kleides, so daß die Zipfel hinten herunterhängen. Aber auch noch andere Verwendung findet das Taschentuch. Bringt jemand aus Dankbarkeit für erwiesene Liebesdienste beim Kranken oder auch für Medizin Eier, Fleisch oder andere Eßwaren, so dient das Taschentuch als Korb. Bei ihrem Kirchgang am Sonntag tragen sie ihr Gebetbuch fein eingewickelt im Taschentuch. Daß das Taschentuch keinem höheren Zwecke dienen soll als bei den Europäern, ist ihnen unbegreiflich. Wenn im Anfang die Schwestern ein Taschentuch benutzten, so schaute sich ob dieses Ereignisses die ganze Kirche um.

### Eingegangene Spenden.

Für Heidenkinder: Werden, Elisabeth Maria Mk. 21.—; Neuenbeken, Johannes Mk. 21.—; Amelungen Mk. 21.—; Gelsenkirchen Mk. 25.—.

Für die Mission: Elversberg Mk. 5.—; Rath Mk. 5.—; Bad Wildungen Mk. 10.—.

Für die Missionschule; M.Gladbach 2.90; Riegelsberg 6.—; Neuses Mk. 2.50.

Almosen: Münster Mk. 2.50.

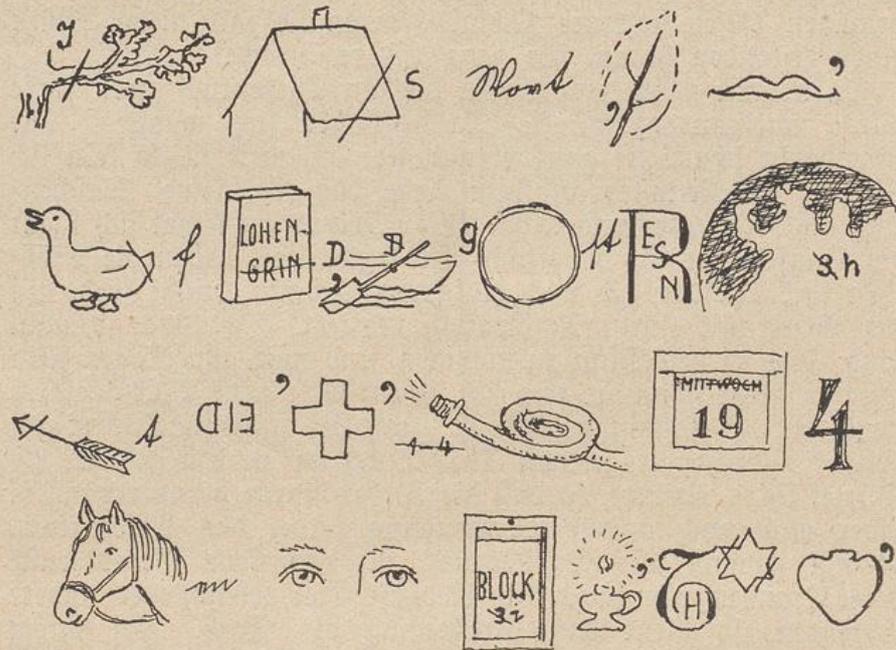
Allen unseren lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott! Es segne und schütze sie das kostbare Blut unseres Herrn Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser Gebet für die lieben Wohltäter.

# Gebetserhörung.

Dem heiligen Joseph Dank für Erhörung in einem Anliegen. N. N., Wal.

5

## Bilderrätsel



Auflösung des Kreuzrätsels aus der vorigen Nummer.

